

Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung“

Nr. 26

Darmstadt, den 1. Juli 1911

6. Jahrg.

Inhalt: Das Naturgefühl im Odenwälder Volkslied. Von Dr. Ludwig Gombert-Darmstadt. — Vom Schwan und Schwanengesang. Eine Studie von Oskar Wiener-Brag. — Reisen und Müßiggeln. Von Karl Wilhelm. — Die deutsche Südpolarexpedition. Von E. M. Arnold.

Unberechtigter Nachdruck verboten

Das Naturgefühl im Odenwälder Volkslied

Von Dr. Ludwig Gombert-Darmstadt

Während die Kunstpoesie sich im Laufe der Zeit nicht selten weit von der Natur entfernt hat, ja selbst zur Unnatur geworden ist, hat die Volkspoesie stets enge Berührung mit der Mutter Natur behalten. Hier begegnet uns denn auch unermüdet jene naive, heraldische, ungelehrte Naturfreude, jenes Leben in und mit der Natur. Besonders gilt das natürlich vom Volkslied, das zu allen Zeiten Träger eines wahren, tiefempfundnen Naturgefühles gewesen ist. Wir hören schon von dem engen Verhältnis, das unsere Vorfahren an die sie umgebende Natur gebunden hat. Die Religion der alten Germanen war ja eine Naturreligion. In uralten, heiligen Hainen wurden die Naturgewalten als Gottheiten verehrt. Die ganze Natur war gleichsam besetzt mit höheren Wesen, und diese Naturbesetzung ist bis auf den heutigen Tag ein wichtiger Bestandteil im Volkslied geblieben. Auch die in unserem Odenwald heimischen Volkslieder, von denen Heinrich Krapp in überaus verdienstvoller Tätigkeit 300 unter dem Titel „Odenwälder Spinnstube“ im Auftrage des Odenwaldklubs gesammelt hat (in zweiter Auflage, Darmstadt, 1910 erschienen) geben uns manchen erwünschten Beitrag zur Kenntnis des Naturgefühls.

Da wird, um gleich mit einem Beispiel mitten heraus zu beginnen, der Kreis des ländlichen Lebens gesungen (Nr. 258). Mitten auf grüner Flur steht des Sängers Häufel, von blühenden Bäumen umgeben, in ihrem Schatten sitzt er so gerne allein und träumt den goldenen Traum der Vergangenheit. Er lauscht dem gar schönen Gesange der munteren Vögel, der jubelnden Lerche, dem Schlag der Nachtigall und Nachtigall. In seiner glücklichen Zufriedenheit beneidet das Naturkind nicht den Edelmann auf seinem stolzen Schloß.

Mit Freude und Jubel werden Frühling und Sommer begrüßt. „Es kann euch nichts mehr erfreuen, als wenn der Sommer angeht“ (Nr. 82). „Wie grün die Täler stehen auf ihren Hüfen, und alles jauchzt und freut sich der Natur“ (Nr. 257). „Goldes Grün, wie lieb ich, süßer Augentrost für mich!“ singt der Weidmann. Grün ist ihm aller Farben Königin, und wenn er ein König wäre, dann tät es der Jäger der Natur ganz gleich: alle Mädchen, jung und schön, müßten in seiner Lieblingsfarbe gekleidet sein (Nr. 133). Das Mädchen, dessen Schatz der Jäger ist, kommt natürlich seiner Neigung entgegen: „Grün, grün, grün sind alle meine Kleider“ (Nr. 125).

Der grüne Wald ist selbstverständlich des Jägers liebster Aufenthalt. (Nr. 38.) In einem heißen Sommertag ist es dort im Schatten am liebsten. (Nr. 12 und 13.) Dort lauscht der Naturfreund am Abend in stiller Ruhe dem Gesang der schwarzglänzenden Amsel (Nr. 61) und der anderen lieben Waldvögel (Nr. 139), besonders dem entzückenden Schlag der Nachtigall. Als Sängerin des Frühlings und der Liebe ist sie in der Poesie aller Zeit mit Venzeslust und Liebesleid unzertrennlich verbunden; ihr Lied im stillen Hain erinnert den Geliebten an sein fernes, trautes Lieb. (Nr. 21, 35, 143.) Frau Nachtigall hütet der Burtsche, ihm von seinem Feindeslieben zu singen (Nr. 139) und ihm seinen Schatz viel tausendmal zu grüßen. (Nr. 207.) Ueberaus rührend ist die Wehmut und Sehnsucht wieder, die sie an den stillen Frühlingabend in die Welt der Herzen singt in dem Liede Nr. 199: „Nachtigall, ich hör dich singen, das Herz im Leib müßt mir zerbrechen. Komm nur bald und sag mir's wohl, wie ich mich verhalten soll.“ — Im Lied von den zwei Königskindern (Nr. 101) ist eine weiße Taube mit einem Bräutigam die Liebesbotin. Und, als der Burtsche sein Schätzlein so viel mal, als Raub auf der Erde ist, geküßt hat, da hat's niemand gesehen, nur die Amsel in dem Wald allein Zeuge sein, aber sie wird

sicherlich nichts verraten (Nr. 61 und 62); ein Motiv, das wir schon bei Herrn Walther von der Vogelweide finden. „Wie mich der Gute herzte, keiner erfahre das, als er und ich und ein kleines Vögelein, tandaradei, das wird wohl verschwiegen sein.“

Lenz und Liebe sind unzertrennlich. „Und jebund fängt das Frühjahr an, und alles fängt zu grünen an. Es wachsen Blümlein auf dem Feld, die blühen rot, blau, weiß und gelb.“ In seiner Venzesfreude eilt der Burtsch zu seinem Lieb, jauchzend schmetternd in der Aue die Lerche ihr Lied in die Luft; am liebsten möchte er ja hinfliegen können. „Ich wolt, ich könnt in Lüften schweben, als wie ein kleines Waldvögelein. Ach wie bald, wie bald, mein halber Schatz, wolt ich bei dir sein.“ (Nr. 177.) Doch plötzlich vernimmt er auf grüner Heide der Nachtigall traurigen Gesang. Sie hat ihn gleichsam vorbereitet auf eine herbe Enttäuschung, die Treulosigkeit der Geliebten, bei der ein anderer am Fenster steht. Da wendet der Verlassene sich vorwurfsvoll ab von dem falschen Lieb: „Nun ach ich in den grünen Wald, zu suchen meinen Auserhalt, weil mir mein Schätzlein nicht gefallt.“ (Nr. 234.) Nur die Natur ist ihm treu geblieben, und bei ihr sucht der Burtsch Zuflucht und Trost.

Die Natur erweist sich als treuer Freund des Menschen; zu ihr sagt er daher volles Vertrauen. Als der Jüngling nach langer Wandererschaft zur lieben Heimat zurückkehrt und seine holde Braut nicht mehr findet, wird's ihm angst im Gemüt; er fragt die Bäume in dem Wald nach des Liebchens Aufenthalt, er hütet all die Blümlein schön, daß sie mit ihm suchen gehn. (Nr. 241.) Und dem Mädchen, das den Augenleichtsinn mit der Schande büßen muß, sagt die Mutter, als es ihr klagt, daß ihm der Kopf so weh tue: „Geh 'naus in Garten, trag's Blumen und Alee!“ (Nr. 88.) Als der treulose Burtsche sein einseitiges Liebchen im grünen Walde ermordet hat, kommen die Vögel herbei, setzen sich auf das Grab und besagen die, wie noch so jung und schön und immer so treu gewesen. (Nr. 78.)

Nicht jeder Mensch findet diesen Trost und dieses Mitgefühl bei der Natur; manchem hat der Treubruch so hart zugefehrt, daß ihn nichts mehr erfreut; für ihn ist alles öde und leer. Selbst für den blauen Himmel empfindet er kein Wohlgefallen mehr. (Nr. 122.) „'s ist alles dunkel, 's ist alles trübe, dieweil mein Schatz ein andern liebt.“ (Nr. 221.) — Oft ist aber auch die Natur auf den Ton des Menschenberens gestimmt: „Der Himmel ist so trüb, scheint weder Mond noch Stern. Der Jüngling, den ich lieb, der ist so weit, so fern.“ (Nr. 36.) Einem anderen ist nach kurzem Liebesglück im Lenz das Liebchen gestorben. „Der himmlische Lenz ist verschwunden, die Blumen sind alle dahin, ins Grab ist mein Liebchen gefahren und verwunden der Nachtigall Lieb.“ (Nr. 37.)

Als Sinnbild des verlassenen Geliebten tritt uns in unseren Volksliedern mehrfach der verdorrte Baum und Ast oder auch das welke Laub entgegen. So in dem bekannten „Es steht ein Baum im Odenwald“. (Nr. 90.) „Und als ich wieder kam zu ihr, verdorret war der Baum, ein andrer Liebster stand bei ihr.“ Hoffnungslose Liebe ist gemeint, wenn es (Nr. 100) heißt: „Reiß du nur immer hin, wo du gewollt hast, und binde deinen Gaul an einen dürren Ast.“ Ähnlich Nr. 104 bezw. Nr. 153: „Es welfen alle Wälder, sie fallen alle auf mich, weil mich mein Schatz verlassen hat, das kränket bitter mich.“ — Welkes Laub und welkes Foffen! —

Auf einen rappeldürren Ast setzt sich die Turteltaube nieder und fängt traurig an zu rufen: „Weil mich mein Schatz verlassen hat.“ (Nr. 70.) Von dieser Turteltaube wußte die poetische Naturgeschichte des Mittelalters zu erzählen, daß sie, ihres Gatten beraubt, nie mehr auf einem grünen Zweige ruft, sondern sich stets nur auf einen dürren Ast niederläßt. Der dümpelnde, wehvolle Ruf dieses Sinnbildes unverbrüchlicher Treue und unendlichen Sehnsuchtswehes macht uns die Entstehung dieses rührenden Volksliedens erklärlich. Das Turteltaubenmotiv hat sich bis auf den heutigen Tag im Volksliede erhalten, hat aber vielfach den Zusammenhang mit der erwähnten Tierfabel verloren, so etwa, wenn es Nr.

